

### Buch

1952 ist ein denkwürdiges Jahr in Finnland: In Helsinki findet die Olympiade statt, Coca-Cola kommt auf den Markt, und die finnische Schönheitskönigin wird Miss Universum. Man sollte annehmen, dass in einem solchen Jahr selbst für Familie Skrake – deren männliche Linie das Ungeschick gepachtet zu haben scheint – alles glatt laufen sollte. Weit gefehlt: Am Tag der feierlichen Cola-Parade kippt Werner Skrake versehentlich einen Laster der kostbaren Fracht um – sein Sohn Wiktor hat noch Jahre später mit der Familienschmach zu kämpfen...

### Autor

Kjell Westö ist einer der bekanntesten finnlandschwedischen Autoren der jüngeren Generation, geboren 1961 in Helsinki, wo er heute noch lebt. Seit seinem literarischen Debüt 1986 hat er drei Gedichtsammlungen, mehrere Bände mit Erzählungen und etliche Romane veröffentlicht, darunter 1996 *Drakarna över Helsingfors/Die Drachen über Helsingfors*, seinen ersten großen Publikumserfolg. Kjell Westö ist vielfach preisgekrönt, Übersetzungen in zahlreiche Sprachen sind derzeit in Arbeit.

Kjell Westö

Vom Risiko,  
ein Skrake zu sein  
Roman

*Aus dem Finnlandswedischen  
von Paul Berf*

btb

Die finnlandschwedische Originalausgabe erschien 2000 unter dem Titel »Vådan av att vara Skrake« bei Söderströms, Helsingfors, und anschließend bei Norstedts, Stockholm.

Die Übersetzung wurde gefördert durch ein Stipendium des Deutschen Übersetzerfonds e.V.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Juli 2007, btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © der Originalausgabe 2000 Kjell Westö

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House

Umschlaggestaltung: Design Team München

unter Verwendung der schwedischen Vorlage von Lisa Zachrisson

Satz: Uhl+Massopust, Aalen

SR · Herstellung: BB

eISBN 978-3-641-16451-5

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

FÜR CALLE UND BENNI



# Erstes Buch

*Erster Teil*



## In ein Haus zurückzukehren, das man einmal verließ

Gestern wehte der Wind aus Südost, und gegen Abend schenkte mir das Meer eine Lachsforelle.

Es war ein wolkenverhangener und grauer Tag gewesen, doch in den letzten Stunden war der Himmel klar. Der Fisch war nicht sonderlich groß, anderthalb Kilo vielleicht, aber wild und kraftvoll. Er biss an, als die Sonne hinter Helsingfors gerade in einer kühlen Kaskade aus Rot unterging, und als er um seine Freiheit und sein Leben schwamm und sprang, glitzerte es wie Feuer in seinen silbrigen Schuppen. Auch der Blinker, den ich benutzte, war rot, mit schwarzen Querstreifen, denn wenn ich bei Sonnenuntergang fische, hallen stets Werners Worte in mir wider: *Bei klarem Wetter musst du in der letzten Stunde Rot oder Orange benutzen*. Außerdem biss der Fisch bei Ryssgrynnan an, südlich von Hästkobben, genau dort, wo ich es Werners Worten zufolge stets dann versuchen sollte, wenn es Frühling war und der Wind aus südöstlicher Richtung kam.

Und ich sagte mir: Erstaunlich, dass die Methode noch immer funktioniert, obwohl mehr als dreißig Jahre vergangen sind, seit Werner mir das Fischen beibrachte.

Als ich über die Råbergabucht zurückfuhr und das Boot neben den Überresten von Östermans Sauna an Land zog (ich bin kein Mitglied im Råberga Bootsclub und darf darum dessen Jachthafen nicht benutzen), dämmerte es bereits. Ich fädelt einen Zweig durch die Kiemen der Lachsforelle und trug sie auf alt-



hergebrachte Art, ich ging im sachte dunkler werdenden Abend den Råbergaväg hinab, ich roch den Duft aus Meer und Erde und Nadelbäumen, und genau das war der Moment, in dem mir bewusst wurde: Ich bin tatsächlich wieder zurückgezogen.

Es gibt vieles, das in Råberga anders ist als früher. Den Jachthafen habe ich bereits erwähnt: Die Betonpiere und ein Zaun aus Leichtmetall haben schon vor langer Zeit den ausgedienten Dampfschiffanleger ersetzt, an dem unser Boot immer vertäut lag. Und Tistelskär und Kalvholmen sind erschlossen worden, auf jeder Lichtung steht ein Holzhäuschen, vor den Häuschen befinden sich sorgsam gepflegte Gärten, in den Blumenbeeten heben Gipslöwen und Gipsgriechen ihre möchtegernantiken Köpfe, und zur Sommerzeit werden die Rasenflächen von Sitzgruppen aus weißem Plastik bevölkert.

Sowohl draußen bei den kleinen Inseln als auch am Ufer von Råberga sind die Ufersteine mit glitschigen Algen bewachsen. Auch der Blasentang ist mit Algen bedeckt, und man kann vielleicht gerade mal halb so tief sehen wie früher. Am Südhang der Råbergaanhöhe stehen mehr Häuser als früher, die diskret hockenden Backsteinhäuser haben Konkurrenz von protzigen bairerartigen Privatschlössern bekommen. Und auf der Kuppe der Anhöhe, direkt neben dem *Platz der vier Himmelsrichtungen*, steht ein achtzig Meter hoher Wasserturm, ein riesiger Betonpilz, der Råberga und Österkulla und Teile von Nordsjö versorgt und bei klarem Wetter noch von der Küste Estlands aus zu sehen sein soll.

Nördlich der Anhöhe, im eigentlichen Dorf, sind die meisten Gebäude neu. Das Haus der Skalpiertante, in dem auch das Postamt untergebracht war, ist ebenso verschwunden wie Östermans Laden und die große, jedoch undichte Holzvilla der Freiwilligen Feuerwehr, deren Boden knarrte und in der die Kirche für uns Kinder einen Mittwochsclub organisierte. Stattdessen wird das Dorf von einem hektargroßen Sparmarkt und einem vierstöckigen Glasgebäude dominiert, das irgendwann in den Achtziger-

jahren von einem Spekulanten aus Helsingfors erbaut und später von Nokia übernommen wurde. Dort gibt es auch ein Drive-In-Hamburgerrestaurant mit dem wohlbekannten gelben M auf dem Dach, und die Filiale scheint gut zu laufen: Junge Burschen fahren aus den östlichen Vororten von Helsingfors bis hierher, sitzen in ihren Autos, die sie auf dem asphaltierten Wendeplatz parken, hören *Radio Energy* und trinken Dosenbier und grölen.

Die steinerne Kirche ist natürlich noch da, genau wie der schattige Friedhof, Letzterer jedoch bis auf den letzten Platz besetzt. Die Einwohner Råbergas werden heute auf Furumo im Norden von Helsingfors zu Grabe getragen. Und wiederum ein Stück weiter nordwärts am Råbergaväg, auf einem mit Kiefern bewachsenen Hügel, steht die Schule, die ich besucht habe. Das Hauptgebäude stammt aus den Dreißigerjahren und besitzt drei Etagen, es ist grob verputzt, gelb und hat klare Konturen, und durch die Glaswände am Schnittpunkt zwischen dem alten Schulhaus und dem Anbau aus den Fünfzigern kann man nach wie vor Kinder und Jugendliche sehen, die sich die Wendeltreppe auf und ab bewegen. Aber diese Kinder sprechen heute Finnisch: Die schwedischsprachigen Kinder gehen in Östersundom oder Blomängen im östlichen Helsingfors zur Schule, wenn sie klein sind, und ins Gymnasium von Nickby oder Brändö, wenn sie größer sind.

Und auf dem Sportplatz unterhalb der Schule steht kein Hammerwuschutzkäfig mehr, und aus der roten Aschenbahn sprießen zottige Grasnaben.

\* \* \*

Der Gutshof steht, wo er immer gestanden hat, und über ihn möchte ich eine Geschichte erzählen.

In meiner Kindheit befand sich Råberga Gård noch im Besitz der Familie Stiernwall. Der Gutshof war die meiste Zeit verriegelt und stand leer, denn die Stiernwalls waren Geschäftsleute, die in modernen Häusern in Grankulla und Munksnäs und ähn-

lichen Orten wohnten, sie standen dem Lehen, das ihre Vorfahren ihnen als ständige Last verschafft hatten, ratlos gegenüber. Auf meinen Laufrunden rannte ich stets die Birkenallee des Herrenhauses hinab, im Herbst zerrte und riss der Wind an den Kronen der Bäume, und die gilbenden Blätter raschelten trostlos.

Als ich elf oder vielleicht auch zwölf war, jedenfalls in den Jahren, als der Wasserturm und die ersten Hochhäuser errichtet wurden, mieteten ein paar junge Männer aus Helsingfors das größte der zum Gut gehörenden Gebäude an. Sie eröffneten dort eine Diskothek, die *Glam Manor* hieß und von April bis Oktober jeden Freitag- und Samstagabend geöffnet hatte. Das *Glam Manor* erlangte rasch Kultstatus bei den Schönen der Hauptstadt, und für ein paar Jahre war Råberga an den Sommerwochenenden ein belebter Ort. Die Abendbusse waren voller smart gekleideter 20-Jähriger aus Helsingfors: An einem kalten Maisamstag in einem dieser Jahre sah ich die erste Röhrenjeans meines Lebens, sie saß an einem langbeinigen, dunkelhaarigen Mädchen, das mit dem 18.17-Bus kam, und ich erinnere mich noch, dass Hermansson ihn fuhr.

Die Reichen kamen nicht mit dem Bus zum *Glam Manor*. Die Reichen kamen spät, sie kamen in voll gestopften Taxis, und wenn sie aus den Limousinen stiegen, johlten und grölten und kicherten sie. Manchmal stand ich auf der Anhöhe im Sonnenuntergang und betrachtete die Staubwolken, die von ungestüm Gas gebenden Taxifahrern auf der Herrenhausallee aufgewirbelt wurden. Im Abendlicht bekam der Staub einen sattgelben Glanz. Die Vermögendsten unter ihnen ließen ihre Droschken dann vor dem *Glam Manor* warten, während sie feierten. Die Stunden vergingen, die Taxameter tickten, und die Musik dröhnte über Råberga. Im ersten Sommer liefen vor allem *Hello Hooray* und David Bowies *Starman* und andere geschminkte Sachen, aber während der letzten Saison der Diskothek wurde bereits kultivierter Phillysoul gespielt, *Rock Your Baby* und Van McCoys *The Hustle* und Ähnliches. In aller Regel blieb die Musik auf der nördlichen Seite des Dorfs, denn die Anhöhe funktionierte als

Lärmschutz. Der Einzige, dem es gelegentlich gelang, die Kuppe der Anhöhe zu überwinden, war der schmalzige Soulsänger Barry White. Bei starkem Nordwind konnte man in unserem Garten Bruchstücke wummernder Bassphrasen hören und dann Barry, der auf seine allseits bekannte Art Sentenzen wie »Aahhh... sexy, baby!« oder »How I wanna make sweet sweet love to you, woman!« brummte.

Mein Vater Werner war zu jener Zeit bereits ein gebrochener Mann. Er stand außerhalb der Gesellschaft, er wurde mit Argwohn betrachtet, er war ein veränderter Kraftprotz, ein Hahnrei und ein verstummter Schriftsteller, der sich vor allem der Aufgabe widmete, gewaltige Wintervorräte bester Birkenholzscheite zu schlagen, obwohl wir eine Ölheizung hatten und den offenen Kamin so gut wie nie benutzten. Aber Werner konnte immer noch denken, und er hatte einen Kurs belegt, der *Milestones in American Literature* hieß, als er in Cleveland wohnte. »Huck Finn ist tot, und in eurer Musik führt Kapitän Ahab das Wort«, sagte er jedes Mal, wenn er am *Glam Manor* vorbeikam und die Musik an sein Ohr drang.

Damals verstand ich nicht, was er damit sagen wollte, und wenn ich es verstanden hätte, dann hätte ich protestiert. Denn während dieser *Glam-Manor*-Jahre verlor ich allmählich die Lust an meinen täglichen Laufrunden und wurde zu einem Jüngling mit normal sündigen Interessen. Das Laufen kam mir auf einmal so einsam und monoton vor, und ich begann stattdessen, mit Jinx Muhrman und Aka Lindberg und ein paar anderen im Esscafé herumzulungern. Wir rauchten Zigaretten, tranken literweise Kaffee und spielten am Pajazzoautomat, wir wollten Råbergas schwarze Schafe sein.

Am Wochenende hing ich dann vor dem *Glam Manor* herum. Es gelang mir nie, in die Diskothek hineinzugelangen. Ich war deutlich erkennbar minderjährig und im Gegensatz zu Jinx und Aka körperlich noch unentwickelt und hatte somit nicht den Hauch einer Chance, die Türsteher zu überlisten. Doch dadurch wurde die Verlockung nur noch größer, und in jenen Jahren über-

nahm das *Glam Manor* für mich die Rolle des Laufens als Symbol für Freiheit und Wahrheit und Wildheit, für all das, was im Leben erstrebenswert schien.

In den Achtzigerjahren war Råberga Gård dann der Sitz eines exklusiven Golfclubs. Heute ist das Gut im Besitz eines der größten Medienunternehmen Finnlands und wird für so genannte *retreats* genutzt: Man sieht bekannte Fernsehstars die Birkenallee hinab und über die sanft grünenden Hügel des zugewachsenen Golfplatzes wandeln. Aber sie gehen zu schnell, ihre Schritte und ihre Körper haben etwas Gehetztes und nach vorne Geneigtes, das sich nicht in wenigen Tagen kurieren lassen wird.

\* \* \*

Drüben an der Landstraße steht noch immer die Essotankstelle mit dem angrenzenden Café, in dem ich viele und lange Stunden verbracht habe. Eine Jukebox gibt es heute natürlich nicht mehr, und auch der Pajazzoautomat ist verschwunden. Früher stand die Tankstelle dort in einsamer Majestät, aber heute erkennt man gerade hier, zum Norden hin, am deutlichsten, wie sehr Helsingfors inzwischen mit Råberga verwachsen ist. Denn westlich der Tankstelle liegt die Erklärung dafür, dass Råbergas Volks- und Gemeinschaftsschule sich von einer schwedischsprachigen in eine finnische verwandelt hat: eine Hand voll klassisch plattenbaugrauer, vierstöckiger Häuser (damals waren sie die allerersten Hochhäuser hier draußen), hinter ihnen ein paar Turmhäuser mit acht Etagen und daran anschließend eine lange Reihe dreistöckiger Mietshäuser, erbaut in diesem unregelmäßigen Neunzigerjahrestil, als eine Art Zwischending aus Hochhaus und Reihnhaus, die Farbpalette in sanften Pastelltönen: minzgrün, hellrosa und sonnengelb.

Und nordwestlich der Landstraße liegt dann der Vorort Österkulla, Helsingfors' äußerster Vorposten.

Es ist schon erstaunlich, dachte ich gestern Abend, als ich an der Spüle stand und meine Beute filetierte, dass Werners Silberfische immer noch entlang der Küste stehen, dass sie dort im Stauwasser hinter Untiefen und Felseninseln stehen, als wäre nichts geschehen, so nahe an all diesen Veränderungen und dennoch so unberührt.

\* \* \*

Diese Geschichte hat noch einen langen Weg vor sich, ehe sie eher flüchtig mein Leben als Erwachsener berührt, dennoch möchte ich bereits jetzt ein paar Karten auf den Tisch legen:

Ich zog in dem Sommer aus Råberga nach Helsingfors, in dem ich siebzehn wurde. Mir standen andere Möglichkeiten offen, doch ich entschied mich dafür, alleine in der leer stehenden Wohnung meiner Tante Mary in der Främlingsgata zu wohnen. Ich besuchte dann die Gymnasiale Lehranstalt oder auch Gymnasium Norsen, worauf sie umgetauft worden war.

Ich war in einer eigenartigen Familie aufgewachsen, und meine einzigen richtigen Jugendfreunde, Bjöna und Jinx Muhrman, waren ebenfalls ein wenig seltsam. Wie von einem Radarsystem gelenkt suchte ich deshalb die Nähe der städtischen Boheme. Obwohl sowohl die Hippie- als auch die linke Welle ihren Zenit bereits überschritten hatte, gab es doch noch zahlreiche Widerstandsnester im schwedischsprachigen Teil von Helsingfors, und in diesen Nestern wuchs ich zum Mann heran, dort fand ich meine Freunde. Ich entdeckte zudem eine lebhaftere und offenerherzige Seite an mir und wurde rasch ziemlich beliebt (obwohl, welcher 17-Jährige mit einer eigenen Wohnung wird das nicht!).

Diesen Weg habe ich seither weiter verfolgt. Ich habe Soziologie und diverse Kunstfächer studiert, jedoch keinen Abschluss. Ich bin einmal verlobt gewesen und habe viele Frauen gehabt, war jedoch niemals verheiratet und habe auch keine Kinder. Unter Umständen habe ich sogar einen Sohn, aber dieses Kind

habe ich in dem Fall nur gezeugt und seitdem die Augen vor ihm verschlossen, und ist man dann überhaupt ein Vater?

Im Erwerbsleben bin ich eine Art Mischung aus Journalist und Werbefachmann gewesen. Ich habe als Copywriter für Lowe Bindfors und für McCann geschrieben, ich bin Chef vom Dienst bei der schwedischsprachigen Tageszeitung *Hufvudstadsbladet* gewesen (ja, ich habe tatsächlich für die Zeitung gearbeitet, die eines Sommers Anfang der Fünfzigerjahre dazu beitrug, meinen Vater lächerlich zu machen) und war in den Neunzigern fünf Jahre lang verantwortlich für die Soaps in einem der neuen Fernsehkanäle.

Im Grunde habe ich mich immer als Philosophen und Künstler betrachtet.

Alles, was ich vollbracht habe, ist Lüge und Blendwerk gewesen.

Ich habe Seelen manipuliert, meine eigene und die anderer.

So wie auch wir heute alle beschäftigt sind, im Virtuellen wie auch auf Erden.

\* \* \*

Manchmal kann eine Begegnung so viel bedeuten.

Es war in einem Frühling Mitte der Neunzigerjahre. Ich hatte meine Pläne, das Haus zu verkaufen, bereits ad acta gelegt, oder eigentlich nicht ad acta gelegt, denn es war keine bewusste Entscheidung, die Jahre vergingen nur einfach, und es gelang mir einfach nie, zur Tat zu schreiten. Und ich hatte mein Gelübde gebrochen, nie mehr hierher zu kommen, ich hatte bereits etliche Wochenenden hier draußen verbracht, mit verschiedenen Frauen, die sich alle bitterlich darüber beklagten, wie ich es nur *wagen* konnte, ein so wunderbares Haus verfallen zu lassen. Und in Wahrheit wagte ich es auch gar nicht. Ich hatte die Treppe auf

der Vorderseite des Hauses reparieren lassen, ich hatte im Panoramafenster eine neue Außenscheibe statt der gesprungenen einsetzen lassen, und ich hatte eine Reinigungsfirma beauftragt und ihr freie Hand gegeben. Sie hatten abgelaufene Konserven und andere alte Lebensmittel weggeworfen, sie hatten feuchtes und schimmelndes Bettzeug und Teppiche entfernt, sie hatten gewischt und gebohrt.

Dann ergab es sich, dass ein Klassentreffen organisiert wurde.

Råbergas Volks- und Gemeinschaftsschule, 5. Klasse, Frühjahr sechsundsiebzig.

Weder das Essocafé noch das Hamburgerrestaurant mit dem gelben *M* waren denkbare Alternativen, also fand das Treffen im Hotel Grand Marina in Helsingfors statt. Anfangs wollte ich gar nicht hingehen. Ich war bereits auf Norsens Abiturjubiläum, Jahrgang 79, gewesen und entsetzt über die schmierige Nostalgie, die in weniger als zwanzig Jahren Besitz von uns ergriffen hatte. Und was Råberga betraf, hatte ich darüber hinaus allen Grund, Fragen zu meinem Vater zu befürchten.

Trotzdem ging ich hin, jedoch nicht zum Essen, sondern zum zwanglosen Beisammensein danach.

Ich war nicht nüchtern, als ich zum Grand Marina ging. Ich hatte im nahe gelegenen Kellerlokal Poseidon gegessen und mir eine ordentliche Grundlage verschafft und kam mir anfangs ziemlich verloren vor. Die meisten meiner ehemaligen Schulkameraden waren mir so fremd, wie sie es schon zwanzig Jahre zuvor gewesen waren, und zwar unabhängig davon, ob sie aus Familien stammten, die seit Generationen in Råberga heimisch waren, oder Kinder der Hauptstadtpendler waren, die in den colabraunen Backsteinhäusern des Südhangs gewohnt hatten. Aber ich saß eine Weile an einem Tisch und unterhielt mich mit Aka Lindberg, dem Neffen von Laden-Österman und bereits in jungen Jahren Råbergas wandelndes Rocklexikon. Und ich wechselte ein paar Worte mit Cita Rothovius, die in Verona lebte und mit Nachnamen Ciniselli hieß und noch genauso unerträglich schön war wie im Frühjahr sechsundsiebzig.



Anschließend ging ich an die Bar, und dort stand Björn Muhrman.

Damals wohnten Björn und seine Schwester Janina, *das Mädchen, das alle naselang seinen Spitznamen wechselte*, in dem colabraunen Haus neben unserem. Bjöna und Jinx waren meine besten Freunde gewesen, und wir standen deshalb lange an der Bar und unterhielten uns, nur er und ich. Es wurde ein guter Abend, denn wir verfielen nicht in Jungennostalgie, wir suhlten uns nicht in alten Lehrern und nicht in den Es-war-einmal-Büsten der mittlerweile 35-jährigen Frauen und auch nicht in unseren vergangenen sportlichen Höchstleistungen, die im Übrigen weder Bjöna noch ich vorzuweisen hatten. Eher schienen wir die Lebenstemperatur des jeweils anderen zu messen, wir hörten zu und rundeten ab und beurteilten und konnten beide konstatieren, dass der andere sich einigermaßen gut geschlagen hatte, zumindest oberflächlich betrachtet. Bjöna war Systemprogrammierer bei einer holländischen Computerfirma und nur wegen des Klassentreffens eingeflogen. Er war, wie er mir erzählte, mit einer Holländerin verheiratet, und sie hatten vier Kinder. Bjöna hatte nichts von seiner gedanklichen und sprachlichen Schärfe verloren, aber im Gegensatz zu früher strahlte er jetzt förmlich vor Selbstvertrauen. Dieser Bjöna hatte keine Ähnlichkeit mehr mit dem komischen Kauz, der bei den Mathematikarbeiten immer die volle Punktzahl erreichte und Strawinskij verehrte, während wir anderen im Dschungel des Hitlistenpops botaniserten und ihn wegen seines frühreifen Intellekts verhöhnten.

Es zeigte sich rasch, dass Bjöna von Werners Tod wusste, aber danach vermied er das Thema. Stattdessen sprach er über Janina, und er nannte sie *Janna*, während ich am *Jinx* der späten Pubertäts- und ersten Helsingforsjahre festhielt. Er erzählte, dass sie Ende der Achtzigerjahre an einer Kunsthochschule in Göteborg studiert hatte. Danach hatte sie in einem Vorort von London mit einem Senegalesen zusammengelebt und ein Kind mit ihm bekommen. Aber die Beziehung war in die Brüche gegangen und Jinx mit der Zeit an die Strände Ålands gespült worden. Sie hatte

in Mariehamn einen Mann gefunden und noch ein Kind bekommen, ihr drittes. Nach einer Weile war ihr das Inselreich zu eng geworden – der neue Mann war mit den Sticheleien seiner Freunde über das Mulattenkind nicht klar gekommen, ließ Bjöna durchblicken –, und nun wohnte sie wieder in Göteborg, schrieb Kunstkritiken für eine Tageszeitung und hatte wieder angefangen zu malen. Es ging ihr relativ gut. Bjöna gestand auch, dass es mit Jinx zeitweise abwärts gegangen war und sie viel zu viel getrunken hatte. »Aber sie ist aus eigener Kraft wieder hochgekommen«, sagte er stolz, »sie hat sich mit reiner Willenskraft da wieder rausgezogen.«

Als sich der Abend dem Ende zuneigte und wir schon ziemlich betrunken waren von den Whiskydrinks, die wir uns gegenseitig aufgenötigt hatten, berührten wir kurz die letzten Jahre vor meinem Umzug von Råberga nach Helsingfors. Und bei der Gelegenheit sagte Bjöna plötzlich: »Damals habe ich das natürlich nicht kapiert, aber es muss verdammt schlimm für dich gewesen sein, da draußen wohnen zu bleiben. Das muss verdammt viele Narben hinterlassen haben.«

»Ja«, sagte ich, »das hat es.«

»Eins sollst du jedenfalls wissen«, meinte Bjöna daraufhin. »Ich habe Werner immer gemocht. Es war bestimmt nicht leicht, ihn zum Vater zu haben, aber irgendwie war er trotzdem ein guter Typ.«

Diese schroffe, unbeholfene Art, die wir haben, wenn wir in Finnland Dinge auf Schwedisch ausdrücken! »Irgendwie war er trotzdem ein guter Typ.« Ich erwiderte nichts, ich bekam nur einen Kloß im Hals. *Irgendwie* wurde mir von diesen Worten unermesslich warm ums Herz.

\* \* \*

Ich besitze dieses Haus seit dreizehn Jahren, ich war fünfundzwanzig, als ich es erbte. Ich bin die dritte Generation der Skra-

kes hier draußen. Mein Großvater ließ das Haus erbauen (das war Ende der Dreißigerjahre), mein Vater ließ es zwanzig Jahre später wintertauglich machen, und ich selbst vernachlässigte es, solange ich konnte.

Die protzige funktionalistische Architektur mag etwas anderes andeuten, aber soweit ich weiß, hatte Großvater Bruno das Haus nie als etwas anderes als eine Sommerresidenz geplant. Doch das Jahrhundert, das verstrich, hielt für seine Menschen zahlreiche Überraschungen bereit: Bereits anderthalb Jahre nach dem Richtfest wohnten Großmutter Maggie und Werner und Mary hier draußen, Bruno war Offizier und an der Front, der Winterkrieg war ausgebrochen, es war eiskalt und das Haus zugig, Tante Mary, die damals knapp zehn war, soll sich eine Erkältung geholt haben, die den ganzen Winter über nicht mehr weging.

Die Wahrheit über das Haus, in dem ich diese Worte schreibe, in dem ich an einem Schreibtisch am großen Wohnzimmerfenster sitze und von Zeit zu Zeit eine Pause einlege und auf die Råbergabucht hinausschaue, wo ölig und bleigrau der Finnische Meerbusen schmolzt:

Ich hasste es.

Einmal ausgezogen, besuchte ich Werner nicht sonderlich oft, auch wenn dies in den letzten Jahren etwas besser wurde. Und als ich das Haus dann erbe, wurde alles nur noch schlimmer. Ich wollte nicht, denn die Bilder übermannten mich.

Am schlimmsten waren jene Bilder, die *sprachen*. Als ich jung war, konnte ich sie nicht ertragen, ich spürte, dass meine Gesichtsmuskeln zu zucken begannen und etwas in meinem Inneren hochkam, etwas, das ich als *sauer* wahrnahm, und ich musste wild grimassieren, um nicht die Beherrschung zu verlieren.

Der junge Mann, der ich damals war, erlebte *Weinen* und *Saures* als Synonyme.

Einmal, als wir nach einer seiner Trainingseinheiten im Sonnenuntergang vom Sportplatz nach Hause gingen, sagte Werner: »Es sind wir Menschen, die Himmel und Erde verbinden, vergiss das nicht, Viki, vergiss das niemals.«

Na also! Ich habe eines dieser *sprechenden Bilder* niedergeschrieben. Aber es zuckt nicht mehr in meinem Gesicht, nichts Saures quillt hoch, ich grimassiere nicht. Die Hände, die weiterhin auf die Tasten des Computers hauen, sind ruhig, und mein Herz schlägt regelmäßig weiter.

\* \* \*

Wenn ich versuche, die Veränderung zu verstehen, die in mir vorging, ereilt mich ein tröstlicher Gedanke: dass ich vielleicht endlich die Wahrheit in einem anderen sprechenden Bild akzeptiert habe, jenem, in dem ich vierzehn Jahre alt bin und im gleichen Wohnzimmer stehe und meine Wut über Råberga und über meine Mutter Vera und mich selbst und am meisten über Werner, der wieder einmal verschwunden ist, herausschreie, ich stehe am Anfang meines Aufruhrs, und ich schreie Dinge, die ich niemals zu schreien gewagt hätte, wenn Werner zu Hause gewesen wäre, und dann sagt mit leiser Stimme und großer Ruhe jemand, der sich im gleichen Wohnzimmer befindet und am gleichen Panoramafenster steht, das ich nun während meiner Schreibpausen nutze, dieser Jemand sagt, während er hinaus-schaut:

»Wo die Liebe an Bedingungen geknüpft wird, gibt es sie nicht.«

Diese Worte haben mich lange verfolgt.

Ich war so wahnsinnig wütend damals. Ich hatte gerade erfahren, dass Vera ausziehen würde, dass sie sich eine Wohnung in Helsingfors genommen hatte.

Sie versuchte mit mir zu reden, aber ich hörte nicht zu. Sie bat

mich, bei ihr zu wohnen, ich würde in der Stadt auch ein eigenes Zimmer bekommen, deshalb habe sie ja gerade eine Dreizimmerwohnung angemietet, sagte sie.

Doch ich wollte nicht. Ich wollte schon weg aus Råberga, mehr als alles andere in der Welt wollte ich Råberga verlassen. Aber ich war mir sicher, dass diese Wohnung im Stadtteil Tölö das Liebesnest meiner Mutter und Riggert Holms war, und ich nannte sie eine Hure und vieles mehr, vielleicht gerade wegen dieser Worte über die Liebe, die ich selber nach Kinderart auffasste, als einfach und absolut.

Ich wusste nichts darüber, wie kompliziert die Liebe sein kann.

Ich wusste nicht, dass es unzählige Wege gibt, einen anderen Menschen zu lieben.

Ich wusste nicht, dass der Mensch es manchmal nicht erträgt, wenn der oder die Geliebte sieht, wozu er oder sie geworden ist.

In den letzten Jahren habe ich Vera immer wieder gebeten, heraus zu kommen, für eine Sommerwoche oder ein Wochenende oder wenigstens auf ein Abendessen mit Übernachtung. Doch sie zieht es vor, mich in der Stadt zu treffen, zu Hause auf Drumsö oder in meiner Wohnung in dem Haus an der Bergmansgata oder in einem Restaurant, sie sagt: »Ich habe meine Erinnerungen, und das reicht.«

\* \* \*

Auch dies ist wahr:

Mit der Zeit, beinahe ohne dass man es merkt, kommt man immer öfter hier raus. Man kommt nicht mehr zusammen mit den Frauen, die begeistert seufzen und sich bitterlich beklagen, nein, man kommt allein. Und man lässt das Haus nicht länger verfallen. Denn je öfter man herkommt, desto öfter entdeckt man Dinge, die in Angriff genommen werden müssten, und man wird immer geschäftiger, man holt beim örtlichen Schreiner Jer-

ker Haglund, Sohn jener Frau Haglund, die den Friseursalon führte und Skalpiertante genannt wurde, alle möglichen Angebote ein, und dieser Schreiner Haglund freut sich dann schier unglaublich. Mit der Zeit bleibt man immer länger, man kauft sich ein Notebook und ein Modem und besorgt sich einen Internetanschluss, obwohl man eigentlich jegliche Art von Technologie verabscheut, und erledigt immer größere Teile seiner Arbeit vom Haus aus. Man fängt wieder an, auf den Wechsel der Jahreszeiten zu achten, horcht im Frühling auf den ersten Kuckuck und hofft, dass er im Westen oder Osten ruft, weil das angeblich Glück bringt, und eines Tages steht man in seinem Wohnzimmer und sieht von Süden her Regen aufziehen wie ein grauer Teppich, der langsam auf der Bucht ausgerollt wird, und man sagt sich: *Genauso sah es aus*. Und man hört, wie im Kopf immer öfter alte Wortwechsel widerhallen, und nach einiger Zeit gewöhnt man sich sogar an den gewaltigen Schatten, den der Wasserturm auf den Platz der vier Himmelsrichtungen wirft, *der Platz zum Atmen ist trotz allem hier draußen*, hallt es jedes Mal, wenn man dort oben steht und aufs Meer hinausschaut, und plötzlich hat man das Boot kalfatert und einen kleinen Viertaktmotor und eine neue Spinnrute gekauft, die erste seit fünfundzwanzig Jahren, und man hat die Johannisbeersträucher beschnitten und die alten Apfelbäume von morschen Ästen befreit, und fast schon ein wenig zerstreut hat man eines Tages seinen lukrativen Job beim Fernsehen gekündigt, und so ergibt eins das andere: Man ist ein Heimkehrer und hat beschlossen, bescheiden zu leben und den Versuch zu machen, herauszufinden, ob an dem verfallenen und vergessenen Ort, der die eigene Seele ist, noch *Sprache* wohnt.

## Erinnerung

Im Traum bin ich ein Junge, es ist ein bewölkter Morgen mitten in der Woche, aber ich darf zu Hause bleiben und muss nicht zur Schule, denn Onkel Leo ist zu Besuch. Ich stehe im Flur und ziehe Regenmantel und Stiefel an. Vera ist zu ihrer Arbeit im Schulsekretariat gegangen, und Werner liegt mit dem Boot draußen bei Ytterharun und wirft nach Silberfischen aus, nach dem morgendlichen Training ist er hereingekommen und hat geduscht und sich angezogen und mir das Haar zerzaust und die Angelausrüstung genommen und ist dann zum Ufer und zum Boot hinuntergegangen.

Onkel Leo sitzt in der Küche und schlürft Kaffee von der Untertasse. Er und Werner haben am Küchentisch gegessen und Bier getrunken und sich bis tief in die Nacht unterhalten, und danach hat Leo sich auf die Couch gelegt und lange geschlafen und den ganzen Morgen über gewaltig geschnarcht. Onkel Leo ist noch nicht weißhaarig, er hat eine dunkle Tolle, die nur ein wenig graumeliert ist, und er kommt in die Diele, lächelt mich an und zieht sich Stiefel und Mantel und den Südwester an, ich schäme mich ein wenig wegen des Südwesters, außer Leo und Werner trägt kein Mensch einen, und ich hoffe, die anderen Kinder werden uns nicht sehen, wenn wir an der Schule vorbeikommen. Onkel Leo brummt etwas, so als hätte er meine Gedanken gelesen, kehrt in voller Montur in die Küche zurück und schaltet das Radio aus, in dem eine wehmütige Stimme vom Moody River singt.

Im Traum, wenn es denn ein Traum ist, gehen Onkel Leo und ich an unserem Anglia vorbei, der in der Auffahrt parkt, und dann gehen wir auf den Råbergaväg hinaus und über die Anhöhe und durch das Dorf und weiter nach Norden. Es ist ein Tag Ende Oktober, die Kronen der Laubbäume sind bereits halbnackt, gelb, sie schütteln sich im Wind, es regnet schwach, und feuchte, herrenlose Blätter wirbeln umher, treffen das Gesicht, kleben an der Wange. Auf der langen Geraden vorbei an Schule und Gutshaus sind die Straßenlaternen eingeschaltet, obwohl es Vormittag ist, sie bilden eine spärlich besetzte Perlenkette aus Lichtpunkten bis hin zur Landstraße, ihr Licht ist von der gleichen Farbe wie verwelktes Schilf.

Weder Onkel Leo noch ich sagen etwas, er nimmt mich an die Hand, als wir an der Essotankstelle vorbeikommen und die Landstraße überqueren, wir gehen in den Wald, es ist ein Mischwald, Laub- und Nadelbäume wechseln einander ab, Farngestrüpp, Wacholderbüsche mit verdorrten Zweigen, der Geruch von nassen und faulenden Pilzen. Wir marschieren lange, das Terrain wird immer unwegsamer, ich stolpere über Wurzeln und Farne, habe aber keine Angst, denn Leo hat etwas an sich, das einen dazu bringt, in seiner Gegenwart niemals Angst zu bekommen. »Wo gehen wir hin?«, frage ich dennoch am Ende, denn so weit bin ich in den Wald nördlich der Landstraße noch nie zuvor eingedrungen. »Das wirst du gleich sehen«, sagt Leo und drückt meine Hand, damit ich Ruhe bewahre.

Dann öffnet sich der Wald, weitet sich zu einer Lichtung, und auf dieser Lichtung gibt es einen kleinen Waldsee. Der Waldsee liegt vollkommen still, seine Oberfläche ist schwarz und glatt, bis hierher, in die Tiefe des Waldes, dringt der Wind nicht vor. Wir bleiben stehen und schauen, Onkel Leo und ich, wir stehen vollkommen still. »Gibt es Fische in ihm?«, frage ich, denn ich bin in dem Alter, in dem man seinen Papa bewundert, und habe die meisten von Werners Marotten übernommen, ich interessiere mich fürs Spinnfischen und Elvis und Jurij Gagarin, der im Frühjahr gestorben ist.



»Ich denke schon«, antwortet Leo, »aber wenn, dann stehen sie um diese Jahreszeit am Grund. Und dieses Wasser ist tief.«

»Warum sind wir hierher gegangen?«, frage ich.

»Weißt du, was dieser See in Erinnerung ruft, weißt du, wie er zu seinem Namen gekommen ist?«, fragt Leo, ohne meinen Einwurf zu beachten: Im Traum spricht er die gleiche, etwas feierlich anmutende Sprache wie in seinen Erzählungen.

»Nee.«

»Er gleicht uns, er hat seinen Namen von uns«, sagt Leo.

»Von mir und dir?«

»Von dir und mir und allen Menschen. Denn er ist ebenso schwarz und undurchdringlich wie wir. Doch wenn man sich ihm auf die rechte Art nähert, wenn es die rechte Jahreszeit ist und man stumm und vorsichtig geht und sich an den Rand des Sees setzt und dort lange genug verharret, kann man an der Oberfläche oder unmittelbar darunter etwas aufblitzen sehen, wie ein Fischmaul, das einen vorsichtigen Ring an der Oberfläche hinterlässt, oder wie das Schimmern einer Silbermünze unten in all dem Schwarzen.«

»Und was sieht man nun?«, frage ich, denn ich bin praktisch und sachlich veranlagt wie die meisten 8-Jährigen, »einen Fisch oder ein Geldstück?«

»Das wird man nie erfahren. Denn schon nach dem Bruchteil einer Sekunde ist das, was dort aufblitzte, verschwunden, und die Oberfläche liegt wieder schwarz und glatt, als hätte sie nie etwas getrübt. Und es nützt nichts, dass man beharrlich starrt und den Versuch unternimmt, herbeizuzwingen, was dort aufblitzte und verschwand. Es will zu seinen eigenen Bedingungen erscheinen, es kommt nie, wenn man *versucht*.«

»Sollen wir dann bleiben und warten?«, frage ich.

»Ich glaube nicht, dass sich das lohnt. Wie ich schon sagte, steht alles Lebendige tief um diese Jahreszeit«, erwidert Leo.

»Aber wie heißt denn nun der See?«, frage ich beleidigt.

»Das musst du schon selber herausfinden, mein Junge«, sagt Leo und lacht. »Bitte deinen Vater, sich eine Karte von seiner

neuen Heimat zu besorgen.« Daraufhin nimmt er meine Hand, und wir gehen durch den Wald zurück, es regnet nicht mehr, die Wolkendecke ist von blauen Rissen durchzogen, und der Weg kommt mir jetzt viel kürzer vor.

Ein Stück nördlich der Landstraße gab es bis Mitte der Siebzigerjahre einen Waldsee, der *Erinnerung* genannt wurde. Dann breiteten sich die Vororte immer weiter nach Osten aus, die Grenzen zwischen Helsingfors und Sibbo und Vanda wurden gleichsam ausradiert, das ganze Land als Bauland genutzt, große Teile des Norrskog abgeholzt. *Erinnerung* wurde trocken gelegt und mit Erde und Gerümpel gefüllt, Wege und Straßen wurden gezogen, neue Mietshäuser und Einkaufszentren schossen aus dem Boden und bekamen Gesellschaft von einem Gewerbegebiet, einer Kartbahn und einer kleinen Eishalle für die Junioren der östlichen Stadtteile.

Ich kam niemals dazu, den See namens *Erinnerung* zu besuchen. Zumindest glaube ich nicht, dass ich es tat. Aber Traum und Wirklichkeit habe ich noch nie unterscheiden können. Meine Träume sind so wirklich, manchmal sind sie wie ein kühles Streicheln auf meiner Haut, manchmal wie heiße Wellen unbändiger Freude oder unbändiger Schreckens. Wenn andere mich im Nacken packen und meinen Kopf gegen die Wand hämmern und brüllen: »Sieh die Wirklichkeit, zum Teufel! Sieh der Wirklichkeit ein einziges Mal in die Augen! Hör auf zu träumen! Lebe das Leben, das dir beschieden wurde, verdammt noch mal!«, zwingen sie mich, zu etwas Knisterndem, Elektronischem, Abstraktem zu werden, zu einem Fax vielleicht.

\* \* \*

Ein anderes Bild oder ein anderer Traum oder was es auch ist. Es ist Abend. Die Sonne steht schon tief, ihr Licht ist sehr rot, die Luft ist klar und kühl. Es muss April oder Anfang Mai sein, denn die Erde ist bereits nackt und trocken, sogar der Nordhang der

Anhöhe ist frei von Schnee, gleichzeitig sind die großen Ahorne auf dem Friedhof und die einsame Eberesche auf dem Grasfleck vor Östermans Laden noch unbelaubt, sie sind auf jene spröde und beinahe graphische Weise nackt, die entsteht, wenn die Märzwinde abgeflaut sind und das plötzliche und intensive Licht die Bäume trifft, während sie sich gerade zusammenkauern und vor einer weiteren Frostnacht oder einem weiteren Rückfall in den Schneematsch ducken wollen.

Dort auf dem *Marktplatz* (wir Einwohner Råbergas nannten den offenen Platz so, es war eine großspurige Benennung für einen sandigen und oft windgepeitschten Wendeplatz, der von Östermans Laden und Sommerkiosk und vom Haus der Skalpiertante und dem neuen weißen Flachbau der Sparkasse und noch zwei oder drei anderen Gebäuden umsäumt wurde) steht eine Frau und hält Ausschau und wartet. Sie ist dunkelhaarig und ziemlich groß und sehr schlank, sie trägt einen moosgrünen Mantel mit Pelzkragen, und ihre Füße sind in ein Paar eleganter, hochhackiger Schuhe gezwängt, die sie in einem Geschäft in der Alexandersgata in Helsingfors gekauft hat, sie sind weiß, diese Schuhe, blendend weiß. Die Frau rümpft die Nase über den intensiven Laugengeruch in der Luft, vielleicht fröstelt es sie auch ein wenig in der abendlichen Kühle, jedenfalls zieht sie den Mantel enger um ihren Leib und nimmt die Kinderhand, die sie in ihrer Hand hält, in einen festeren Griff als bisher. Es ist eine knochige und einigermaßen klebrige Kinderhand, die soeben das letzte von Östermans säuerlichen Fruchtbonbons von der Papiertüte in den wartenden Mund befördert hat.

Dann geschieht es.

Jemand oder etwas erregt die Aufmerksamkeit der Frau, sie hört auf, Ausschau zu halten, sie wendet der Sonne im Westen den Rücken zu und steht rank und aufrecht und sieht ... sieht jemanden an, und sie tut dies mit einem Blick, der ernst, aber *nah* ist. Schatten liegen auf ihrem Gesicht, und das starke Hintergrundlicht sorgt dafür, dass sie dunkelhäutiger wirkt, als sie eigentlich ist. Doch trotz der Schatten sieht man deutlich, dass

ihr Gesicht Signale aussendet, sie sieht nicht niedergeschlagen aus, ihre Körperhaltung ist vielmehr stolz, und sie hat etwas Katzenhaftes.

Der Junge, der neben ihr steht (er trägt eine Zipfelmütze und eine braune, fast knielange Windjacke mit kaputtem Reißverschluss, er hat eine Lücke in der oberen Zahnreihe, auch wenn das auf dem Bild nicht zu erkennen ist), hat *nicht* aufgehört, Ausschau zu halten. Seine Hand liegt noch immer in der Hand der Frau, aber in seinem Körper gibt es eine Fort-Bewegung, und auch sein Gesicht ist fortgewandt. Er steht da und schaut zu der einige hundert Meter entfernten Kurve, zu der Biegung, hinter der die lange Gerade des Råbergavägs vorbei an Schule und Råberga Gård bis zur Essotankstelle und der Kreuzung mit der Landstraße verborgen liegt.

Wenige Minuten später taucht der Bus aus der Kurve auf, rot-grau und rundschnäuzig, mit kleinen runden Scheinwerfern.

Er dreht seine übliche Runde um den Wendeplatz, der Motor brummt und der Schotter knirscht, die vorherige Stille macht die Geräusche hart und schneidend, Staub wirbelt auf und färbt sich in der Abendsonne goldgelb. Dann hält der Bus wie üblich vor dem Haus der Skalpiertante. Ein paar Menschen steigen aus, zuletzt Hermansson, der den Bus auch an diesem Abend fährt. Die Frau in den weißen Schuhen sieht Hermansson an, er erwidert verstohlen ihren Blick, schüttelt fast unmerklich den Kopf. Anschließend zündet er sich eine Zigarette an und vertritt sich ein wenig die Beine, er tritt kurz gegen einen der Hinterreifen, kontrolliert, dass der Reservereifen an der Rückseite des Busses ordentlich festgezurr ist, raucht seine Zigarette zu Ende, wirft sie in den Schotter und tritt darauf, steigt in den Bus, setzt sich auf den Fahrersitz, schließt die Vordertür und fährt davon: An diesem Abend möchte niemand von Råberga nach Helsingfors.

Der Junge und die Frau haben sich bereits auf den Weg gemacht, sie hält noch immer seine Hand in der ihren, und der Junge sagt: »Er ist auch heute nicht gekommen.«

»Nein«, erwidert die Frau, »heute nicht. Aber du wirst sehen, an einem der nächsten Tage wird er schon zurückkommen.«

»Aber du bist hier«, sagt der Junge, und seine Worte klingen wie ein Mantra, er versucht seine Stimme fest und bestätigend klingen zu lassen, aber im Grunde ist es eine Frage.

»Ja«, sagt die Frau. »Ich bin hier.«

Dann gehen sie weiter den Råbergaväg entlang, keiner der beiden sagt ein Wort, die Straße ist über eine der flachsten Stellen der Anhöhe gebaut worden, steigt aber dennoch kontinuierlich an, nicht steil, aber stetig und anstrengend, sodass man mit der Zeit ins Atmen kommt.

»Glaubst du, ich bekomme meine Superbälle, wenn er kommt, glaubst du, er denkt an sie?«, fragt der Junge, als sie den Scheitelpunkt erreichen.

»Superbälle?«, sagt die Frau halb keuchend. »Was ist denn das?«

»Sie sind synetisch, sie sind aus synetischem Gummi«, sagt der Junge, der viel fernsieht, »sie haben eine minimale Dämpfungswirkung, sie verlieren äußerst wenig Energie, wenn sie mit einem harten Gegenstand zusammenprallen. Ein Professor hat gezeigt, wie sie abprallen, es war in einem Programm, das die Plastikrevolution hieß.«

»Synthetisch«, sagt die Frau und sieht den Jungen erstaunt an. Vor ihnen liegt der Hang, der nach Råbergastrand und zum Meer hinunter führt, der Duft von Harz und Tannennadeln steigt ihr in die Nase, sie schaut auf die Råbergabucht und das Band aus Inseln im Süden und das offene Meer hinter den Inseln hinaus, und vielleicht fragt sie sich, warum die meisten menschlichen Männchen so gerne auf diese Weise über Dinge reden, mit sachlichen Stimmen und korrekten, exakten Worten. Minimale Dämpfungswirkung, sagt das Männchen und sieht ernst und Vertrauen erweckend aus. Neues synthetisches Material, ergänzt es, rückt die Krawatte gerade und überprüft, ob die sorgsam pomadisierten Haare richtig liegen. Kein Energieverlust, unterstreicht es weiter und lächelt sein Verkäuferlächeln, sodass sein weißes

Hemd raschelt. Riggert Holm jedoch nicht, denn wenn er lächelt, meint er es auch. Und Werner nicht, denn auch Werner ist anders, Werner *ist* einfach. Und genau das ist wahrscheinlich der Grund dafür, warum sie es mit ihm aushält, obwohl er seine Macken hat, obwohl er sich nicht in den Griff bekommt, obwohl er einfach verschwindet, wie jetzt, diese Woche. Aber es kommt durchaus vor, dass Werner so *klingt*, auch er, zum Beispiel, wenn er sich über das Hammerwerfen oder das Fischen mit Leo unterhält, der angesichts der momentanen Entwicklung fast der Einzige ist, mit dem Werner überhaupt noch spricht, abgesehen von ihr und Viki natürlich. »Es kommt darauf an, schon beim Abwurf richtig zu liegen, es kommt darauf an, die Kraft direkt auf den Hammer zu übertragen«, hat sie ihn zu Leo sagen hören. Und sie hat gehört, wie er Viki Anweisungen gab, ohne zu begreifen, dass der Junge noch viel zu klein ist, um mit einer Spinnrute zu angeln: »Beim Fischen von Silberfischen kommt es auf den wohldosierten und präzisen Wurf an, merk dir das, Viki, ruhig, wohldosiert und präzise.«

»Dann hast du also Werner gebeten, dir solche Bälle zu kaufen«, sagt sie, als sie ein gutes Stück hinuntergegangen sind und schon den Briefkasten sehen können, den Werner geschreinert und dort aufgestellt hat, wo die Abzweigung zu ihrem Haus beginnt. Sie sagt es neutral, tonlos, so frei von Skepsis wie eben möglich.

»Ja«, sagt der Junge kurz.

»Wann hast du ihn darum gebeten?«, fragt sie.

»Letzte Woche, als ich mit dem Rad neben ihm hergefahren bin, als er bis nach Gumbostrand gelaufen ist. Oder wenigstens fast.«

Letzte Woche, denkt die Frau vielleicht, also hat sich Werner einige Tage dagegen gestemmt. Aber dann hat er sich nicht mehr beherrschen können, dann hat er sich eingeredet, dass er nur in die Stadt will, um dem Jungen ein Spielzeug zu kaufen, so hat er sich also diesmal selbst belogen, er...

»In Helsingfors gibt es bestimmt Superbälle«, sagt der Junge.

»Denn Papa ist doch in Helsingfors, oder meinst du nicht? Glaubst du, er erinnert sich daran, nach den Superbällen zu gucken, obwohl er immer so viel anderes zu erledigen hat, wenn er in der Stadt ist?«

»Das kann ich dir nicht versprechen«, sagt die Frau. Dann drückt sie die Hand des Jungen und fügt hinzu: »Wir sind fast zu Hause. Lauf schon mal vor, der Schlüssel liegt an der üblichen Stelle.«

Und der Junge, er läuft, er läuft schnell; so schnell er kann, läuft er, und die Frau schaut ihm ängstlich nach, denn die Straße ist vor der Abzweigung sehr steil, und sie hat immer Angst, der Junge könnte fallen und sich schwer verletzen. Doch er fällt auch diesmal nicht, denn als sie das grau verputzte Haus mit den großen Fenstern betritt, ist der Junge schon da. Er sitzt auf dem Sofa, und sie weiß, dass er sie fragen wird, ob er *Der Mann aus Virginia* gucken darf, jetzt, da es ja nicht mehr lange bis zu den Sommerferien ist.

Es ist Frühling, als dies geschieht, oder besser gesagt: nicht geschieht, denn was geschieht schon an diesem Abend? Nichts. Irgendwo hinter den Meeresbuchten und den Wäldern im Westen geht die Sonne unter, feuerrot wie eine psychedelische Apfelsine, so wie sie es um diese Jahreszeit immer tut, wenn der Abend wolkenlos und klar ist. Oben auf der Anhöhe leuchten die Kiefernstämme noch orange und golden, und die Wellen der Råbergabucht changieren zwischen Purpur und Grün und Grau. Doch der Abend blaut bereits, bald nahen die Schatten, bald umhüllt die Dunkelheit Werners Perlenkette aus Fischerinseln im Süden, bald schleicht sie sich den Südhang der Anhöhe hinab und bettet die Häuser ein, sowohl die alten aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts als auch die neuen aus colabraunen Backsteinen, und bald wird auch der helle Frühlingshimmel dunkel, und am Himmel gehen die bleichen Sterne auf.

Als die Frau den Jungen endlich ins Bett verfrachtet hat, geht sie die Treppe hinunter ins Wohnzimmer, sie geht am Klavier

vorbei, schlägt ein paar zögerliche Akkorde an, tritt dann in die Küche, kocht sich eine Tasse Tee und stellt sich an das Panoramafenster, steht da und schaut über den grasbewachsenen Hang hinweg zum Ufer und verengt die Augen zu Schlitzern, um die kleinen Inseln sehen zu können, die von der Nacht allmählich ausgelöscht werden. Es ist ein derart normaler und ruhiger und stiller Abend, dass man Helsingfors im Westen beinahe brummen hören kann wie eine schweigsame Maschine, die ihre Muttern und Zahnräder für die Nacht in den Schlaf wiegt. Aber, denkt die Frau vielleicht, während sie dort im Dunkeln steht, es ist trotz allem ein seltsames und Furcht einflößendes Jahr, und obwohl der Abend normal und still ist, hat Werner, was die Frau weiß, jedoch nicht der Junge, wieder einmal eine solche Phase, und diesmal ist es tatsächlich möglich, dass Werners Phase mit eben diesem seltsamen Jahr und seinen Ereignissen zusammenhängt. Denn obwohl sich Werner beharrlich weigert, über seine Zeit oder überhaupt über verschiedene Zeiten nachzudenken, ist er doch seit langem ein Bewunderer Jurij Gagarins, und die Nachricht vom plötzlichen und tragischen Tod des Kosmonauten im März hat ihn schwer getroffen. Und als man nur eine Woche später in Memphis Doktor King ermordete, wurde alles noch schlimmer, denn auch hier gibt es eine eigenartige Verbindung, eine Liebe auf Distanz, jener väterlichen Schnapsidee entsprungen, die den jungen Werner im Frühjahr zweiundfünfzig als Gaststudent und Untermieter bei entfernten Verwandten platzierte, sodass er, als Folge willkürlicher, zufallsbedingter Ereignisse, zum garantiert einzigen Finnen und Finnlandschweden und Einwohner Råbergas wurde, der an jenem Abend bei *Alan Freeds Moondog Ball* zugegen war, als ein (abgesehen von Werner und einem um sein Leben bangenden Fotografen namens Hastings) ausnahmslos farbiges Publikum von all den Doowops und dem Rhythm & Blues mitgerissen wurde und in der Cleveland Arena Amok lief. An jenem Abend fiel der Startschuss für den Musik- und Lebensstil, der den Namen Rock'n'Roll bekommen sollte, und an jenem Abend begann Werner Skrake sich als



eine schwarzhäutige Seele zu betrachten, die nur irrtümlich in einem südfinnischen Körper mit ostbottnischen Wurzeln gelandet war, und der Mord an Doktor King ist für ihn deshalb der Mord an einem Bruder gewesen, was die Frau am Panoramafenster sehr wohl weiß, denn sie hat Werner in der Nacht zu trösten versucht, nachdem er die Nachricht erhalten hatte.

Obwohl, vielleicht denkt die Frau auch gar nicht an Werner, als sie dort mit ihrer dampfenden Tasse in der Hand steht.

Vielleicht formuliert sie stattdessen Sätze. Eigene Sätze, wie sie in empfindsamen Menschen auftauchen können, wenn sie einen ganz besonders Schwindel erregenden nordischen Frühjahrsabend erlebt haben, Sätze wie *Ich suche immer noch nach meinen Farben* oder *Die Zerbrechlichkeit der Seele ist der Preis, den wir dafür bezahlen, eine Seele bekommen zu haben* oder *Manchmal möchte ich so heftig atmen, dass meine Lunge platzt*.

Oder vielleicht mahnt sie auch nur: »Komm nach Hause, Werner. Ich weiß, dass du am Ende immer nach Hause kommst, aber komm diesmal heil und halbwegs manierlich nach Hause, damit Viki sich nicht schämen muss, damit er keine Angst bekommt.«

Aber der Junge, der sich aus seinem Zimmer im oberen Stockwerk heruntergeschlichen hat, kann ihre Gedanken nicht lesen. Er registriert nur: Mama ist noch da. Sie steht am Wohnzimmerfenster und trinkt etwas. Eine Tasse Tee vielleicht. Ihre Schuhe stehen nicht im Flur. Also hat Mama sie für die Nacht in den Schrank gestellt. Sie hat den Rock ausgezogen. Sie steht dort in Unterhose und Bluse. Sie bleibt. Sie ist hier.

\* \* \*

Eine Fotografie erzählt im Grunde nichts.

Bilder lügen durch all das, was sie *nicht* sagen.

Bilder zeigen selten, wer sie gemacht, sie gemalt, sie erzählt hat.

Der Täter bleibt im Schatten, bleibt verborgen.

Jener Abend ist eine verblichene Fotografie von einer Frau und einem Jungen, das Gesicht der Frau liegt halb im Schatten, das Gesicht des Jungen ist abgewandt, schaut zu der Kurve, aus der ein Bus mit seinem Vater auftauchen müsste.

Auf der Fotografie spürt man nicht den rauen und kratzenden Stoff des grünen Mantels, nicht das Flauschige des Pelzkragens, nicht die Wärme in der Hand der Frau, nicht die Klebrigkeit in der Hand des Jungen. Das blendende Weiß der hochhackigen Schuhe, die rote Kühle des Abendlichts, die Sprödhheit der Östermansen Eberesche, das sandige Braun des Wendeplatzes: Nichts von all dem ist zu erkennen. Und man nimmt auch nicht den intensiven Laugengeruch wahr, nicht den Geruch verrottenen Vorjahrslaubs und matschigen Vorjahrsgrases, nicht den Nachgeschmack eines gelben und säuerlichen Fruchtbonbons.

Und unser Warten ist nicht zu sehen, mein und Veras Warten auf Werner. Man sieht nicht einmal, dass wir es sind, Vera und ich, wir sind nur eine Frau und ein Junge, irgendwo an einem Wendeplatz in einem gottvergessenen Dorf, das schon bald der Fortschritt überholen und unter sich begraben wird.

Und vor allem beantwortet das Bild nicht die nahe liegende Frage: Wer machte es, wer war an jenem Abend außer mir und meiner Mutter dort auf dem Marktplatz?

## Alles ist nur geliehen: Einige genealogische Randnotizen

Eigentlich hätte ich als Spross einer bürgerlichen Familie in der Hauptstadt Helsingfors aufwachsen sollen, das war meine Bestimmung und nicht, der einzige Sohn eines Sonderlings im verschlafenen Dorf Råberga zu sein. Meine Mutter Vera konnte auf eine ganz eigene Geschichte zurückblicken, aber mein Vater Werner war aufgewachsen, *wie es sich gehört*, als Kind wohnte er mitten in Helsingfors und war der Sohn eines neureichen Mannes und einer Frau aus gutem Hause, er besuchte die Gymnasiale Lehranstalt und lernte Latein, dieser Werner, er war ein zerstreuter, aber stattlicher und hoch aufgeschossener junger Mann mit gewellten mittelblonden Haaren und glänzenden Zukunftsaussichten, dann begann er Jura zu studieren und wurde ausgeschickt, um sich in der Welt umzusehen. Overseas you know, Cleveland, like I just told you.

Meine Großmutter väterlicherseits, Margareta Eleonora, war eine geborene Enerot. Die Enerots genießen einen guten Ruf in Helsingfors, und das seit langem. Der erste Enerot, Ernst Jacob Casimir, kam Ende des achtzehnten Jahrhunderts nach Finnland. Ernst Jacob war noch jung, als die schwedische Herrschaft in russische Hände übergang, aber er blieb, wurde mit der Zeit ein sehr hoher Beamter und soll ausgesprochen untadelig gewesen sein. Seither steht das Geschlecht der Enerots für Kultur, für lange und treue Beamtenkarrieren und für Geld. Während des neunzehnten und zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts ging

es vor allem um unbestechliche Beamte und kulturelle Leistungen, doch je dynamischer und schneller das Leben wurde, desto stärker wurde der Name Enerot mit materiellem Reichtum verknüpft.

Kenner der Materie haben geschrieben, wenn die Standesgesellschaft nur ein Jahrzehnt länger überdauert hätte, wären den Enerots mit größter Sicherheit die Privilegien des Adelsstandes mitsamt eigenem Wappen verliehen worden. In Axel Widings Memoiren »Die Winter auf Catani« – im Übrigen ein heroisierendes Gebräu aus Unglücksjahren, vaterländischem Aktivismus und überhitzter erotischer Schwärmerei – steht unter anderem das Folgende über Ernst Johan, den Vater meiner Großmutter (der eine Reihe von Jugendstilhäusern in Helsingfors entwarf und Professor für Architektur an der Polytechnischen Hochschule wurde): »Nur wenigen Menschen ist es vergönnt, sich in ihrem Wesen die absolute Reinheit und den Edelmut sowohl des Denkens als auch des Gefühls zu bewahren. Doch Ernst Johan Enerot war ein solcher Günstling des Schicksals. Weder unruhige Zeiten noch private Mühsal konnten bei diesem Adligen des Lebens den Glauben an die Heiligkeit von Arbeit, intellektueller Neugier und treuer Freundschaft erschüttern. Es gab in Helsingfors durchaus den einen oder anderen Müßiggänger aus vornehmem Hause, der in diesen für das Vaterland so schweren Jahren allen Grund hatte, sich vor dem Adel der Seele Ernst Johans – oder ›Essi‹, wie wir Kameraden ihn nannten –, den er mit solch ausgesuchter Grazie verkörperte, andächtig zu verneigen.«

Ernst Johans jüngere Tochter Margareta, musisch begabt und Maggie genannt, heiratete zwei Mal, und beide Male einen Mann aus einer niedrigeren Gesellschaftsklasse. Ihr erster Ehemann war ein rastloser Amerikaner, ein Klarinettist mit finnischen Vorfahren, der im Frühjahr sechszwanzig mit der s/s Andania den Atlantik überquerte und danach drei Sommer und Winter lang versuchte, den Musikern von Helsingfors beizubringen, Jazz zu spielen, ohne in einen Marschrhythmus zu verfallen.

Maggies zweiter Ehemann war mein Großvater, Bruno Wal-

demar Skrake. Er war so schwarzhaarig, wie Maggie blond war, und wurde von Angestellten wie Freunden zuweilen *der Schreckliche* genannt. Bruno spielte nicht Klarinette, dagegen gehörte er einem unbändigen ostbottnischen Geschlecht an, das mehr als hundert Jahre über Hof Skraknäs geherrscht hatte. Als Bruno geboren wurde, war der Hof jedoch zu klein und die männlichen Skrakes zu zahlreich geworden, und Bruno musste in der Tabakstadt aufwachsen, in der sein Vater Arbeit in Birgers Maschinenbauanstalt gefunden hatte. Als Bruno in der Pubertät war – einige Jahre vor dem Bürgerkrieg –, trug sich etwas zu, was es ihm unmöglich machte, noch länger in seiner Heimatstadt zu bleiben. An einem trüben Oktoberabend versteckte er sich im Schulpark und überfiel den Biologielehrer des Lyzeums Frans Lorenz Hielm, als der Lehrer dort seinen üblichen Abendspaziergang machte. Brunos Aussagen zufolge kam es auf Grund von Hielms vielfach bezeugter Grausamkeit zu diesem Überfall. Aber das nützte ihm nichts, Bruno wurde der Stadt verwiesen und wohnte fortan zur Untermiete bei seinem Onkel, dem Baumeister Oskar Johannes Skrake in Helsingfors.

Dieser Oskar, der erste Skrake in Südfinnland, war bereits Anfang der Neunzigerjahre des neunzehnten Jahrhunderts in die Stadt gekommen und hatte es dank einer günstigen Konjunktur und großer Strebsamkeit in nur zwanzig Jahren von den hügeligen Arbeitervorstädten im Norden zu einer modernen Dreizimmerwohnung in einem Jugendstilhaus an der Skeppsredaregata gebracht. Oskar war Bauleiter auf mehreren Baustellen gewesen, die Ernst Enerot konzipiert hatte, er hatte sogar einen Bau als Subunternehmer ausgeführt, und zwischen den beiden Männern hatte sich trotz des Klassenunterschieds eine vorsichtige Freundschaft entwickelt. Diese Freundschaft führte schließlich dazu, dass sich Bruno und Maggie kennen lernten (was sie bereits als Jugendliche taten) und schließlich, nachdem sie während der gesamten Zwanzigerjahre gezögert und einander verletzt hatten, in jenem Oktobermonat heirateten, in dem es an der Wall Street zum großen Börsenkrach kam.

Zu dieser Zeit war Bruno bereits ein reicher Mann. Seine Geschäftstüchtigkeit hatte sich schon früh gezeigt. Er machte Gewinn bringende Immobilien- und Devisengeschäfte unmittelbar nach dem Bürgerkrieg, als er noch ein Grünschnabel war, der am Schwedischen Handelsinstitut studierte. In den Zwanzigerjahren beschäftigte er sich mit dem Import von Textilien und führte zusammen mit seinem Freund und Kommilitonen Eric Widing ein Geschäft für Damenkonfektion in der Mikaelsgata. Darüber hinaus spekulierte Bruno mit Aktien und Bauland, und zwar mit wechselndem Erfolg: Er ging mehrfach in Konkurs, doch als der Winterkrieg ausbrach, gehörte er einmal mehr zu den einflussreichsten Geschäftsmännern in Helsingfors und wohnte mit Maggie und den Kindern Mary und Werner in einer prachtvollen Wohnung im fünften Stock an der Ecke Jungfrustigen und Havsgatan. Aber während des Kriegs geschah etwas mit Bruno, etwas, das er nicht einmal seinem jüngeren Bruder Bruno anvertraute, der ihm nach Helsingfors gefolgt und sein einziger Vertrauter war ... doch jetzt lasse ich mich hinreißen. In meinem Eifer, euch alles verständlich zu machen, bin ich auf dem besten Weg, in eine völlig andere Erzählung zu rutschen, eine, in der Großvater Bruno und Großmutter Maggie die Hauptpersonen sind: Ihre Geschichte werde ich ein anderes Mal erzählen, falls mir dies vergönnt sein sollte.

Denn in dieser Geschichte geht es eher um meinen Vater Werner. Und um mich, das will ich nicht leugnen. Und wenn ihr nur ein bisschen über die Stadt Helsingfors und ihre Geschichte und ihre schwedische Bevölkerung wisst, dann versteht ihr auch, worauf ich mit obiger Geschichtslektion hinaus wollte: Ich hätte in eine Patrizierwohnung irgendwo in den vornehmen Stadtteilen Ulrikasborg oder Brunnsan hineingeboren werden sollen. Ich hätte Leute, denen ich begegne, mit einem munteren und aufgedrehten GRÜSS DICH! WIE STEHT'S? HAST DU DAS BOOT SCHON ZU WASSER GELASSEN? begrüßen sollen. Ich sollte mit scharfen, ein wenig bedächtigen S- und T-Lauten sprechen.

Ich sollte mich in der Delikatessenabteilung des Kaufhauses Stockmann bewegen, als wäre besagter Ort meine eigene Vorratskammer.

Aber es ergab sich nicht so. Und im Grunde ist es mir auch egal. *Väliikaista kaikki on vain*, alles ist nur geliehen, wie es in einem finnischen Evergreen heißt. Obwohl Werner es anders ausgedrückt hätte. That's all right, mama, I'm leaving town for sure, hätte er gesagt. Im Finnland der Fünfzigerjahre war es schwierig, schwarze Rhythm & Blues-Platten aufzutreiben, sodass Werner stattdessen Elvisfan wurde.

Aber manchmal... manchmal kann ich es einfach nicht lassen, daran zu denken, wie anders alles hätte verlaufen können.

Wenn da nicht Mr. Geoffrey J. Mulcahy III aus Atlanta, Georgia, gewesen wäre.

Und ohne die Tatsache, dass Großvater Bruno Anfang der Fünfzigerjahre nach wie vor ein mächtiger und einflussreicher Mann war, der unter anderem den Posten des stellvertretenden Vorsitzenden im Aufsichtsrat der *Großen Erfrischungsgetränkekompanie* bekleidete.

Und ohne die Tatsache, dass mein Vater Werner schon früh von seinem Schicksal gezeichnet wurde: seiner nahezu unglaublichen Fähigkeit, Katastrophen herbeizuführen.

## Notizen im Anschluss an Apotheker Pembertons heiligen Nektar

Einem Herbst und einen Winter und ein Frühjahr, und zwar nachdem er hier seinen Wehrdienst abgeleistet hatte, wohnte Werner in Cleveland, in einem weißen Holzhaus in einer Vorstadt, in der die schmalen Straßen von Ulmen gesäumt wurden, in beruhigender Entfernung vom schwarzen Ghetto und den schweren und rußigen Industrieanlagen, die große Teile der Stadt dominierten.

Der Mann und die Frau, bei denen er wohnte, waren beide erst kürzlich pensioniert worden, sie waren kinderlos und hießen McNab, ohne deshalb Schotten zu sein. Der Mann, Joe, war im Handwerkerstadtteil Skatan im finnischen Jakobstad aufgewachsen, er hatte im Schatten der großen Tabakfabrik gewohnt, den Namen Johan Sandnabba getragen und das Land im Sommer 1918 verlassen, nachdem er monatelang unauffindbar gewesen war, er war ein älterer Cousin zweiten Grades von Großvater Bruno. Joe McNabs Frau war die Tochter eines polnischen Emigranten, sie hieß Grace, was eine Verballhornung von Grazyna war, und behandelte Werner wie den Sohn, den sie selber nie bekommen hatte. Im Nachbarhaus wohnte eine Familie russischer Herkunft. Früher hatten sie Rosdjetsjenskij geheißen, doch nun nannten sie sich Rock: Mehr fiel Werner Jahrzehnte später zu der Nachbarschaft, in der er gewohnt hatte, nicht mehr ein.

In Cleveland lernte Werner, was ein *television* ist, er lernte rohe Eier zu trinken und zum Frühstück *cereals* zu essen, verheiratete



Frauen *ma'am* zu nennen und große amerikanische Autos in enge Parktaschen zu manövrieren. Während des Herbstes verbrachte er viel Zeit in der gewaltigen Sporthalle der Universität und auf dem Trainingsplatz und verbesserte in diesen Monaten seine persönliche Bestleistung im Hammerwerfen um 4,30 Meter. In den großen Hörsälen zu hocken, unter vergoldeten Devisen wie »In God We Trust« und »Knowledge Is Power«, interessierte ihn dagegen weniger. Werner fand die Studien in *corporate law* und Buchführung langweilig, und wenn er dort auf seiner harten Sitzbank saß und sich abmühte, alle Worte zu verstehen, die mit monotoner Stimme und in einer fremden Sprache ausgesprochen wurden, spürte er es in seinen Beinen vor Sehnsucht nach Freiheit zucken (so als hätte ich an einer chronischen Laufkrankheit gelitten, meinte er später zu mir, als ich ihn einmal nach seiner Zeit in Cleveland fragte), und im Verlauf der Vorlesungen breiteten sich diese Zuckungen im ganzen Körper bis in seine Seele hinein aus, er empfand, wie er sich erinnerte, eine solch furchtbare Begierde, zu tun und zu fühlen: sich einfach durch das Leben bewegen zu dürfen.

Im Laufe des Winters entdeckte Werner dann, dass man auf Radiosendern wie WSRS und WJW eine fremdartige, hitzig vordringende, jedoch gleichzeitig klagende Musik finden konnte, und er merkte, dass diese Musik sein Herz bisweilen kleine Extraschläge schlagen und seine Wangen glühen ließ. Außerdem stellte er fest, dass diese fremdartige Musik in seinem Körper offenbar gespeichert wurde, während er schlief: Nachdem er ihr gelauscht hatte, war er am anderen Morgen wie besessen von Kraft und Energie, wenn er durch die von Ulmen gesäumten Straßen zum Trainingsplatz lief. Er begann deshalb, seine späten Abende damit zu verbringen, vor allem WJW in dem Radio anzusteuern, das Grace und Joe in sein Zimmer getragen hatten. »That music you're listening to at night ...«, sagte Grace McNab eines Morgens, als sie Werner seine Maisflocken servierte und die Wintersonne bleich durch die nackten Baumkronen der Elm Street schien. »Yes, ma'am?«, sagte Werner höflich und legte



Kjell Westö

**Vom Risiko, ein Skrake zu sein**

Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-16451-5

btb

Erscheinungstermin: Februar 2015

„Dieses Buch ist mein Versuch, das 20. Jahrhundert Finnlands anhand einer Familie einzufangen, deren Männer Spezialisten darin sind, am falschen Ort zur falschen Zeit das Falsche zu tun.“ Kjell Westö

1952 ist ein denkwürdiges Jahr in Finnland: In Helsinki findet die Olympiade statt, Coca-Cola kommt auf den Markt und die finnische Schönheitskönigin wird Miss Universum. Man sollte annehmen, dass in einem solchen Jahr selbst für die Familie Skrake – deren männliche Linie das Ungeschick gepachtet zu haben scheint – alles glatt laufen sollte. Weit gefehlt: Am Tag der feierlichen Cola-Parade kippt Werner Skrake versehentlich einen Laster der kostbaren Fracht um – sein Sohn Wiktor hat noch Jahre später mit der Familienschmach zu kämpfen ...